

Close-up Martin Rapold über einen Glücksfall für die Kinozuschauer

Oppenheimer

Der Film «Oppenheimer» ist lang. Sehr lang. Aber keine Minute zu lang. Ein Wissenschaftler im grössten historischen moralischen Dilemma, das man sich vorstellen kann. In einem der brilliantesten Biopics des modernen Kinos. Ein schmerzlich aktueller Film über die Frage, ob es ein richtiges militärisches Handeln überhaupt gibt. Doch der Reihe nach.

Obwohl, der Reihe nach geht es in einem Christopher-Nolan-Film eigentlich nie. Nolan ist der Meister der verschachtelten Zeit- und Spielebenen und des Schnitts. Ob in Tenet, Inception oder Memento: Immer jongliert er mit vielen Bällen und glaubt an die Intelligenz seines Publikums, das aufgefordert ist, die genialen Nolan-Splitter wieder in ein Ganzes zu verwandeln. Dass er sich in seinem neuesten Streich für die historische Figur Oppenheimer entschieden hat, ist ein Glücksfall für uns Zuschauer.

Wettlauf mit den Nazis

Julius Robert Oppenheimer, deutsch-jüdischer Abstammung, Jahrgang 1904, wuchs in behüteten Familienverhältnissen in New York auf, wo sich schon früh sein Talent für Chemie zeigte. Chemie war auch sein Hauptfach an der Harvard University, erst im dritten Studienjahr begeisterte er sich für die Physik. Nach dem Summa-cum-laude-Abschluss zog es ihn nach Cambridge, wo sich nach einer Krise sein Talent in der theoretischen Physik zeigte. Die führende Universität in Sachen Atomstruktur und Quantenmechanik war damals aber in Göttingen. Und so kam es, dass der zukünftige Ingenieur der US-Atombombe im Wettlauf mit den Nazis seine wichtigsten Forschungserfolge in Deutschland erzielte. In Göttingen traf der junge Oppenheimer die führenden Atomwissenschaftler der Zeit, Werner Heisenberg, Niels Bohr, Wolfgang Pauli, Pascual Jordan und Edward Teller.

Hier setzt nun eine der Nolanschen Erzähl-Ebenen ein, und wie sich der Hauptdarsteller Cillian Murphy als immer selbstbewusster werdender junger Oppenheimer zeigt, ist grandios, und zeigt eine zerbrechliche aber doch grosse Kraft, die mit seinem Gangsterboss-Job in der Serie «Peaky Blinders» nicht mehr viel gemein hat – ausser, dass beide Figuren Kettenraucher sind. In seiner Darstellung findet er



den perfekten Ausdruck für die elegante Zurückhaltung eines Wissenschaftlers jener Zeit, die aber doch niemals frei ist von Ehrgeiz, Passion und grossen Zweifeln. Oft ist sein Gesicht gezeichnet von der moralischen Quadratur des Kreises dieses gigantischen Atomwaffen-Projekts.

Drei Bühnen zur selben Zeit

Nolan erzählt nun parallel in drei Zeit-zonen: In der ersten verfolgen wir die Erfolge des jungen Oppenheimers in der Quantenmechanik, die dann zu seiner Berufung als wissenschaftlicher Leiter des sogenannten Manhattan-Projekts führt, dem Bau der Atombombe in der Wüste von New Mexico. Parallel geschnitten sind wir Zeugen einer hart geführten Sicherheitsanhörung im Jahr 1954, in der Oppenheimer im Sog der McCarthy-Ära seine jugendliche Sympathie zu linken Ideen und seine Liebschaft mit einer Kommunistin (Florence Pugh, wunderbar vorgeworfen wird. Dem desillusionierten Oppenheimer wird schliesslich die Sicherheitsgarantie entzogen.

Die dritte Bühne ist eine Art Gerichts-

«Immer jongliert Christopher Nolan mit vielen Bällen und glaubt an die Intelligenz seines Publikums, das aufgefordert ist, die genialen Nolan-Splitter wieder in ein Ganzes zu verwandeln.»

Thriller in schwarz-Weiss, die Anhörung von Lewis Strauss (Robert Downey Junior, kaum erkennbar, aber wie immer brillant), dem Mitbegründer der US-Atomenergie-Kommission. Er wird zum eifersüchtigen und verbitterten Gegner von Oppenheimer, weil dieser die Wasserstoff-Bomben-Pläne von Strauss durchkreuzt und sich öffentlich über ihn lustig macht. Strauss versucht, mit einigem Erfolg, Oppenheimer als Kommunisten zu diffamieren.

«Von jetzt an übernehmen wir»

Wie Nolan mit diesen drei Strängen die schwer fassbare und widersprüchliche Figur Oppenheimer zeichnet, ist genial. Abgesehen von einigen stimmigen Animationen, die Oppenheimers Vorstellungen der atomaren Strukturen zeigen, und der ersten atomaren Sprengung in der Manhattan-Projekt-Stadt Los Alamos, kommt der Film ohne Hollywood'sche Action und Effekte aus. Bei der Tonspur wird viel zu dick aufgetragen, aber angesichts der restlichen Qualität: geschenkt. Es ist ein Kammer-spiel vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkriegs. Ein Kino der Gesichter, auf

denen sich das Drama und die Tragweite der Entscheidungen und Handlungen abzeichnet. Angesichts der drohenden Nazi-Atombombe sieht Oppenheimer eine moralische Pflicht in der aktiven Beteiligung am Bau der neuen Wunderwaffe, die den Krieg endlich beenden soll. Er empfindet sich als Bürger eines Staates, der auf der richtigen Seite steht, und der zum militärischen Eingreifen aufgefordert ist. Doch spätestens als die zwei grossen Holzkisten mit den Bomben aus Los Alamos abtransportiert werden, und der zuständige General Leslie Groves (Matt Damon, herrlich) dem Oppenheimer-Team sagt «Von jetzt an übernehmen wir», wird den Wissenschaftlern klar, dass sie über die Verwendung der gefährlichsten Waffe seit Menschengedenken nicht viel mitzureden haben. Vielleicht erlag Oppenheimer einer gewissen Eitelkeit und überschätzte seine politische Rolle in der ganzen Übung. Was folgt ist jedenfalls die furchtbare und historisch umstrittene Auslöschung der zwei japanischen Städte Nagasaki und Hiroshima, von der Oppenheimer nur am Radio erfährt. Das wahre Gesicht der Politik zeigt sich in der Szene mit Präsident Truman (Gary Oldman in einem prägnanten Kurzauftritt), der auf Oppenheimers Gewissensbisse im Oval Office zu ihm sagt, es interessiere niemanden, wer die Bombe gebaut hat, sondern nur, wer auf den Knopf gedrückt habe. Und das sei er gewesen. Oppenheimer setzt sich in der Nachkriegszeit für die friedliche Verwendung des Atomforschungsprogramms ein und gerät zunehmend in Konflikt mit seiner Rolle als «Vater der Bombe». Der atomare Schatten wird ihn Zeit seines Lebens begleiten.

Martin Rapold
Schauspieler

Anzeige

Inserat 290x135